Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 1 (1959)

Artikel: Einheit in der Vielfalt

Autor: Biert, Nicolo / Brügger, Andreas / Caratsch, Reto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einheit in der Vielfalt

Redaktionelle Vorbemerkung: Graubündens Vielfalt ist oft besungen worden. Sie ist uns gegenwärtig in allen Belangen: geographisch, ethnographisch, sprachlich, konfessionell, politisch. Wer möchte dieses bunte Gefüge missen? Es macht, wenn wir ehrlich und ohne falsche Bescheidenheit sein wollen, unser Land zu einem Kleinod. Aber auch Schatten sind da. Die Vielfalt wird nicht selten zur Zerrissenheit, ja, hie und da besteht der Eindruck, es gebe kein gesamtbündnerisches «Nationalbewußtsein». Und deshalb muß angesichts der bestehenden Vielfalt immer wieder auch das Gemeinsame betont werden, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Vor sechzig Jahren, bei der Calvenfeier des Jahres 1899, hat die bündnerische Einheit, unsere Schicksalsgemeinschaft, einen denkwürdigen Ausdruck erhalten. Damals war es zwei Journalisten, den Redaktoren Michael Bühler und Georg Luck, vergönnt, die Stimme der bündnerischen Einheit in der Vielfalt durch ihr Calvenfestspiel zum Ausdruck zu bringen. Zur Erinnerung hieran haben wir einige Bündner Journalisten der heutigen Tage ersucht, sich zum gleichen Thema zu äußern.

«Einheit in der Vielfalt» – das Thema wäre einer Habilitationsschrift würdig, würde es nicht tausendfältig und fortwährend vorweggenommen. Die *Vielfalt* vorerst: ist sie nicht schon im Schulsack aufgehoben, der im übrigen staatsbürgerlich nicht übermäßig belastet ist? Ist sie nicht das Salz und die Weihe der Reden und Rufe, die durchs Jahr ins Land gehen, mit Vorzug am 1. August und überhaupt allemal, wenn in des Vaterlandes Saus und Brause die Herzen höher schlagen? Von Gottfried Keller bis zu unseren rätischen Sängern ist ein Arsenal romantischer Erbauung bereitgestellt worden und macht es uns leicht, uns an den eigenen Kohlen zu wärmen. Als Bündner werden wir des beneficiums doppelter Erwärmung teilhaftig. Unter dem föderalistischen Schirm der Eidgenossenschaft sind wir ja – nicht erst seit der Rhätischen Bahn – ein «Sonderfall», und was uns anbetrifft: von Mesocco nach Maienfeld ist es so weit wie von Genf nach Herisau. Unserer topographischen Zerklüftung entspricht der kulturelle, konfessionelle und sprachliche Partikularismus. Er ist uns Last und Lust zugleich.

Was aber hat es mit der *Einheit* auf sich? Niemand möchte sie nur oder wesentlich im

NICOLO BIERT, Dr. iur., geb 1906, Bürger von Scuol/Schuls, seit 1934 Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung»

Bundes- oder im Grauen Hause verkörpert und verwirklicht sehen. Und doch ist sie, eidgenössisch wie rätisch, eine Gewißheit. Sie beweisen? Die Daseinsberechtigung eines Staates wird schlagender und besser durch nichts bewiesen als durch sein Dasein selbst, und das größere Vaterland wie die engere Heimat bedürfen in der Tat keiner anderen Begründung als dieser: daß aus ihrer vielgestaltigen Bevöl-

kerung ein zusammenhängendes, vom selben Willen zur Gemeinschaft ergriffenes Volk geworden ist. Im Wechselspiel südlicher, nördlicher und östlicher politischer und Kultureinflüsse hat sich in unseren Alpentälern frühzeitig ein deutlicher Wille zum Staate entwickelt und ohne dauerhafte Gefährdung erhalten, und die gemeine Bedrohung förderte die Erhaltung eigener Art volklichen Empfindungslebens, ausgestattet mit dem Argwohn wider alles Fremde. Unser bündnerischer Wille zum Staate ist ja hinlänglich bezeugt. Schon 1586 hatten die Drei Bünde beschlossen, es sollten die zwei Konfessionen «namentlich die Evangelisch und Catholisch, fry sin, wie von alter herkomen ist, – also dass kein Party die ander weder mit Worten noch mit Werken tratzen noch stumpfieren sölle, bi Pen des Lebens, Confiscation der Gütern». Und noch vor dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft zogen die Bündner die letzten Konsequenzen und leiteten als erste in der Schweiz die moderne Lösung des Problems der Vielsprachigkeit im Staate ein.

Sich als Bündner fühlen, mag, wie ich denke, ein Stück weit zur «Erbsubstanz» gehören. Bündnerische Einheit ist, heutzutags, jenseits der Tardisbrücke in zuweilen fast unwahrscheinlich schöner Blüte anzutreffen, wo Deutschbündner mühelos in den Ruf «Viva la Grischa!» mit einstimmen und männiglich beteuert, auch romanisch zu sprechen: «subvenziuns federalas»! Innerbündnerisch freilich tritt das einig Volk von Brüdern nur sparsam auf die Bühne. Es geschah für die Schilderhebung des Romanischen zur vierten Landessprache, für die Verzuckerung des Emserholzes, für die Rhätische Bahn und für den Straßentunnel am Bernardino. Das sind Manifestationen von unterschiedlichem Gewicht, und nicht alle waren frei von Künsten der Regie.

Graubünden als Einheit fassen, fühlen und leben? Was mich betrifft, so haben erlebnismäßig entscheidend und bleibend gewirkt: unsere Kantonsschule, dieses einmalige, wunderbar partikularistische, ungemein zur Duldung (im Sinne der Toleranz!) heranbildende, die Eidgenossenschaft «in nuce» verkörpernde Institut, und die mehr als tausend Tage als Wehrmann in unseren Tälern. Aber das geht nicht uns alle an. Wie das Bewußtsein der Einheit allenfalls zu fördern wäre, frägt der Redaktor dieses «Jahrbuches» nicht so ganz unbescheiden. Mit Rivendikationen des hohen Kleinen Rates und einstimmigen Resolutionen des Großen Rates wird es jedenfalls nicht zu schaffen sein, und Neuauflagen à la Calvenfestspiel – Barblan und Luck in allen Ehren! – wären heute ja doch mehr dem Verkehr als der Verkündung gewidmet, abgesehen davon, daß wir so sehr mit der Konjunktur beschäftigt sind, daß ein Abstieg «zu den Müttern» allgemein als zu zeitraubend angesehen würde. Wie denn überhaupt der materielle Utilitarismus und die in alle Täler eindringenden vielfältigen Segnungen der Zivilisation und Technik unsere Vielfalt tödlich bedrohen, weil wir am Ende überall und nirgends mehr zu Hause sind.

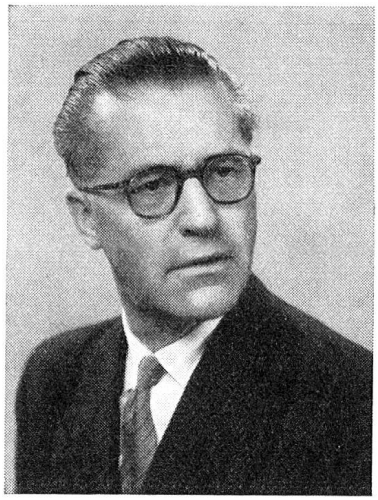
«Im Hause muß beginnen . . .» Peter Liver schreibt im Vorwort zum «Heimatbuch Schams»: «Längst hat man erkannt, daß die Heimatkunde in unseren Tälern die Grundlage des Unterrichtes in den einzelnen Schulfächern und auch der Weiterbildung nach der Schulzeit sein sollte.» Sein sollte! Ich wüßte, wenn ich schon Bescheid geben soll, keinen bessern Rat als die früh anhebende und mit Liebe bewältigte Beschäftigung mit der Geschichte, mit Brauchtum und Sitte unseres Volkes, was dann auf eine natürliche Weise hinführt zur aufmerksamen und verständigen Teilnahme am Geschehen der Gegenwart. Denn in unserem unerschöpflich wundervollen Kanton ist jedes Tal, ja jede Gemeinde und fast jede alteingesessene Familie durch die eigene Geschichte mit den Geschicken des engeren Vaterlandes immer verbunden gewesen.

Nun aber doch, am Ende: Was heißt denn Einheit? Sie kann in Bünden nichts anderes sein, als was sie immer war, nämlich die weise und ordentliche, nach außen notdürftig gezimmerte Synthese unserer Vielfalt. Aber die Leuchtkraft, die überzeugende, dauerhafte und wirksame Leistung erbringt nicht der

Schmelztiegel; die Teile sind's, die dem Ganzen den Sinn geben und die Sendung, und je echter und gesünder sie sind, desto besser für Bünden. Nicolo Biert, Zürich.

*

Was Gonzague de Reynold über die «Suisse une et diverse» ausführte, trifft für Graubünden in vielleicht noch erhöhtem Maße zu; denn Rätien ist der einzige Stand der Eidgenossenschaft, in welchem gleich drei Kulturen zusammenklingen. Klingen sie wirklich zusammen, oder ist es lediglich ein Nebeneinander von drei Kulturkreisen, die im Laufe



ANDREAS BRÜGGER, Dr. iur., geb. 1902, Bürger von Churwalden und Obersaxen, seit 1929 Redaktor des «Bündner Tagblattes»

der Geschichte ausschließlich politisch zu einer Einheit wurden? Ist es überhaupt möglich, daß verschiedene Volksstämme, die in einem Staat zusammengeschlossen sind, eine eigene Kultur entwickeln?

Wie wir eine eigene schweizerische Kultur bedingungslos bejahen, so glauben wir auch an ein gesamtbündnerisches Bewußtsein und an die Möglichkeit, es noch intensiver zu gestalten. Dieses gesamtbündnerische Bewußtsein ist insofern keine Selbstverständlichkeit, als unsere Talschaften durch Jahrhunderte sich kulturell und wirtschaftlich durchaus souverän entfalteten, eine Entwicklung, die schon durch die geographische Lage naturbedingt war. Ein stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen, ist in erster Linie eine Angelegenheit der Einsicht und des guten Willens aller. Wir müssen lernen, das Einigende noch stärker zu betonen, sei es im Verhältnis der Konfessionen zueinander, wo richtig verstandene bürgerliche Toleranz sich sehr gut mit voller dogmatischer Selbständigkeit verträgt, sofern der Staat nicht durch Überspitzung des laizistischen Prinzips selbst störend in Erscheinung tritt; sei es durch wechselseitiges und vorurteilsloses Eindringen jedes Bündners in die beiden andern Sprach- und Kulturkreise unseres Kantons; sei es endlich in wirtschaftlicher Sicht, im Bemühen, die Probleme im gesamtbündnerischen Raum zu sehen. Das bereitet wegen der geographischen und geschichtlichen Gegebenheiten uns Bündnern besondere Schwierigkeiten. Wir sind seit jeher gewohnt, wirtschaftlich nur im Raume der eigenen Talschaft zu denken. Die moderne Entwicklung – wir erwähnen den Verkehr und die Ausbeutung der Wasserkräfte – ruft nach gesamtbündnerischen Konzeptionen, die aber nur verwirklicht werden können, wenn die Einzelinteressen dem Gesamtinteresse untergeordnet werden.

Wirtschaftliche Einheit bei möglichst weitgehender kultureller Freiheit scheint uns für Graubünden das Gebot der Stunde.

Andreas Brügger, Chur.

*

Bünden ist ein Bergland. Darauf beruht seine Geschichte. Damit hangen alle seine Gegenwartsfragen, hangt auch die Zukunft zusammen. Berge haben eine doppelte Bedeutung. Sie bilden Hindernisse, schließen ab, errichten eine Schutzwehr. Freiheit, Selbstverwaltung, der Lebensraum einer Demokratie bäuerlichen Ursprungs sind ihnen zu verdanken. Den Bergen kommt aber auch eine ganz andere Funktion zu. Sie ziehen an, lassen durch, vermitteln die Verkehrswege und sorgen damit für einen Wohlstand, der weit über die naturgegebene Ernährungsgrundlage hinausgeht. Sie öffnen Kanäle für zivilisatorische Einflüsse, die auf fremdem Boden gewachsen sind.

Diese zweite Wirkung bestimmt das Gesicht der Gegenwart. Hatte lange Zeit ein Gleichgewicht zwischen den beiden Dingen, Berge als Sperre und Berge als Attraktion, bestanden, so entwickelt sich seit bald 150 Jahren die *Durchlässigkeit* in einem raschen, neuerdings gar in einem überstürzten Tempo. Werden die Berge abgeschafft? Die Natur hat diesen Punkt in ihr Programm aufgenommen, aber mit dem von Wind und Wetter gelieferten Werkzeug der Erosion braucht sie dazu Millionen Jahre. Schneller geht es mit den wirtschaftlichen und technischen Mitteln des Motor- und Atomzeitalters. Berge nur noch als angenehme Dekoration, als Grundlage des Tourismus, als Lieferant des neuen, als weiße Kohle bezeichneten Rohstoffes, als Verkehrshindernis gar nicht mehr ernst zu nehmen, eher harmlose Maulwurfshaufen als ein Schrecken für die Reisenden.

RETO CARATSCH, Dr. iur., geb. 1901, Bürger von S-chanf und Soncha Maria, seit 1925 Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung»

Angefangen hatte es mit den idyllischen gelben Postkutschen auf den kunstvoll angelegten Alpenstraßen, die heute, immer komfortabler ausgestaltet, den Heerzügen der Automobilisten dienen. Dann das Standardwerk der Rhätischen Bahn, darüber hinaus das Flugzeug samt den wendigen, zugriffslustigen Helikoptern. Kardinal Mazarin hat das berühmte Wort gesprochen: «Il n'y a plus de Pyrénées.» Mit mehr Recht könnten wir heute behaupten: «Es gibt keine Alpen mehr.»

Der entscheidende Impuls: Die von den Engländern, den Deutschen und den Verehrern Rousseaus gemachte Entdeckung, daß die Berge schön sind. Etwas ganz Neues für unsere Urgroßväter! Bis dahin sahen die Bündner ihre Fels- und Eisriesen als etwas Trostloses und Chaotisches an, brauchbar nur dazu, den Bau von Festungen und einen geregelten Militärdienst zu ersparen. Gipfelbesteigungen hätte man noch im Jahre 1800 als Verrücktheit taxiert. Und die alten Engadiner unterdrückten, wenn sie dem Silsersee entlang ritten oder wanderten, nur selten einen Seufzer über diese nutzlose Wassermasse an Stelle eines Wieslandes, das Nahrung für prächtige Kuhherden geliefert hätte.

Wir Heutigen sind vom Gefühl für die Schönheit der Berge erfaßt — was uns keineswegs daran hindert, diesen Vorzug kommerziell auszunützen und damit wieder in Frage zu stellen. Unsere Altvordern, denen der Piz Bernina als ein Scheusal vorkam, waren immerhin konsequent. Sie wahrten die Distanz. 1913 dagegen stürzte man sich auf das phantistische Projekt einer Eisenbahn auf den Berninagipfel, dem dann der erste Weltkrieg — in diesem Punkte wenigstens ein Werk der Barmherzigkeit — ein Ende bereitete. Gegenwärtig rüstet man für eine Drahtseilbahn auf den Piz Corvatsch. Die Zukunftsvision eines Labyrinths von rollenden Rädern und von Schwebekabinen, die keine einzige Aussichtsspitze mehr verschonen, hat nichts Unerhörtes mehr.

Was tun? Den Verkehr, den technischen Fortschritt, die Bevölkerungsvermischung verfluchen, die Rückkehr zum Morgenstern und zur Letzimauer predigen? Das wäre die Zuflucht zu Don Quijote, dem Prophète du passé. Weit eher ist der Appell an einen weitblickenden Gesetzgeber und Planer berechtigt, der über das eines modernen Staates würdige Rüstzeug zu verfügen und sich von den Überresten des Mittelalters, die bei uns auf dem öffentlichen Leben lasten, zu befreien hätte.

Denn in Wirklichkeit schleppt sich der Staatsapparat des löblichen Standes Graubünden noch mit einigen mittelalterlichen Bestandteilen herum. Eine schwache Zentralgewalt, ein allzuoft eingeengtes und hilfloses Parlament, dafür ein Geröll von Hoheits- und Autonomierechten, das sich auf mehr als 200 Gemeinden erstreckt, unter ihnen viele nicht recht lebensfähige Zwerggebilde.

Vielleicht stehen wir sogar hinter dem Mittelalter zurück, das den Weg zu mittelgroßen, nach damaligen wirtschaftlichen und politischen Maßstäben genügenden Regionalverbänden genossenschaftlicher Art zurücklegte. Erst später erlag man der Zersplitterung in unzählige «Nachbarschaften», d. h. den heutigen, selbstherrlich gewordenen Gemeinden, die eifrig und oft starrsinnig über ihre Privilegien wachen. Verleihung von Wasserrechten für Kraftwerkbauten, bei denen die Einnahmen nicht der staatlichen Gemeinschaft zufallen, sondern zum größeren Teil den kleinen Gruppen der durch den Zufall Begünstigten – ich kann mir nicht helfen, ich finde diese Regelung verrostet und rückständig. Verkehrsplanung, Lärmbekämpfung, ein Problem, das in den kommenden Jahrzehnten brennend aktuell zu werden verspricht, der ganze Komplex der Bauten und öffentlichen Werke, die Förderung neuer Industrien – auf allen diesen Gebieten, so mag es einem fern vom Heimatkanton lebenden und gewiß nicht mit dem Anspruch auf Spezialkenntnisse und Routine auftretenden Bündner erscheinen, müssen Regierung und Großer Rat mit einer Regelung en détail vorlieb nehmen, die oft etwas Zufälliges, Zaghaftes, unsicher Experimentierendes an sich hat und sich mit ganzen Bandwürmern von Ausführungsverordnungen behelfen muß, die nicht zur Klarheit der Gesetzgebung beitragen.

Die Klippe hängt nicht mit dem Referendum zusammen, das sich aus dem Bündnerland nicht wegdenken läßt und seine Funktion als echt konservative Einrichtung erfüllt. Die Schwäche besteht darin, daß Graubünden weniger als irgendein anderer Kanton zur Erfüllung von staatlichen Aufgaben ausgerüstet ist. Kleinstaaten, ob es sich um Kantone oder um eigentliche Mitglieder der Völkerrechtsgemeinschaft handelt, haben es heutzutage nicht leicht. Die nach dem letzten Weltkrieg unternommenen Versuche, neue Kleinstaaten, wie Triest und das Saarland, zu schaffen, sind rasch gescheitert. Schon die Aufgabe, alte Kleinstaaten am Leben zu erhalten, ist schwierig genug. Nur dann, wenn die Kleinen sich selber stark machen, wird es gelingen.

«Es wäre schön», so schrieb der Leiter des glücklich neuerstandenen Bündner Jahrbuchs an seine Mitarbeiter, «wenn wir von einem *bündnerischen Nationalbewußtsein* sprechen oder es anstreben könnten.» Was mich betrifft, so gestehe ich, in diesem Zusammenhang vor großen Worten, wie Nation und Nationalität, zurückzuschrecken. Einmal aus dem Grunde, weil diese Worte und Begriffe erst spät, erst nach dem Zusammenbruch des Dreibündestaates, der Grundlage unseres heutigen Kantons, in die Welt gesetzt wurden, und zwar von Mailand, von Bologna, von vielen Städten in Deutschland, von Prag, Budapest und Warschau aus, und weil sie mehr auf die geschichtlichen Erschütterungen auf dem gesamteuropäischen Schauplatz hinweisen als auf unsere engere Heimat. Dann auch aus dem Grunde, weil unser Nationalbewußtsein zum gesamtschweizerischen Wesen gehört, dem die Landesverteidigung (die geistige und die militärische) obliegt, die in unserer gefahrvollen Epoche die Gefühlswelt bewegt, und weil die kantonale Enge im politischen Sinn nicht immer zu den wertvollen Gütern gezählt werden mag.

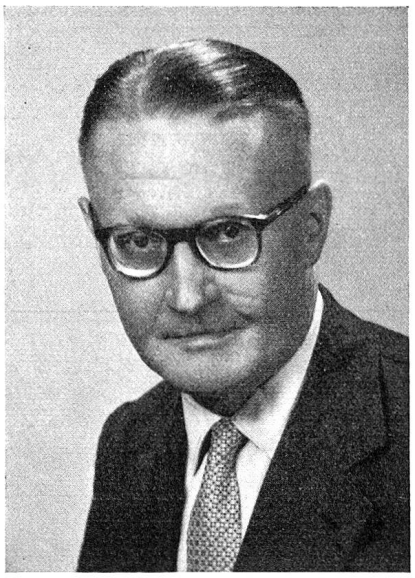
Aber vielleicht werden wir dem Gedanken gerecht, wenn wir ganz schlicht von der Erhaltung der *Bündner Art* sprechen, ohne sentimentale Begleitmusik den Wunsch unterstützen, daß die Traditionen, die Atmosphäre, das liebenswerte Gesicht der engeren Heimat besser geschützt werden und daß wir dazu beitragen, unseren Kanton gesunder und einiger zu machen. Mit andern Worten: Schützen wir Grund und Grat unserer Berge vor der Nivellierung, vor den Bulldozerstößen einer Allerweltstechnokratie, vor dem Trend einer

Ausbeutung durch irgendwelche Aktiengesellschaften oder andere Ausgeburten der heutigen nimmersatten Gründerepoche. Wollt ihr, daß Bünden in Zukunft mehr bedeutet als ein bloßer geographischer Begriff? Dann wehrt euch gegen die Abschaffung der Berge!

Reto Caratsch, Paris.

*

Der Mannigfaltigkeit in der Einheit der Eidgenossenschaft, der Gottfried Keller im «Fähnlein der sieben Aufrechten» durch den Mund des jungen Karl Hediger das schönste Denkmal gesetzt hat, stellen wir Bündner mit ebenso berechtigtem Stolz unsere «Einheit in der Vielheit» an die Seite. Für den internen



ANDREA ENGI, Dr. iur., geb. 1905,
Bürger von Davos, seit 1943 Redaktor des «Freien Rätiers»

Gebrauch liegt die Betonung zumeist auf der Vielfalt, während es uns gelegentlich auch wieder gelingt, nach außen wenigstens als Einheit aufzutreten. Es wäre verlockend, in diesem Zusammenhang der Frage nachzuspüren, woraus es sich erklären läßt, daß wir von den Leuten außerhalb Bündens Gemarkung gewöhnlich doch als Einheitstyp mit bestimmten Merkmalen und Eigenschaften hingenommen und empfunden werden, eben als Bündner, mögen wir nun dem Oberland oder dem Engadin, dem Churer Rheintal, Mittelbünden oder den Tälern der Zehn Gerichte entstammen. Man ist versucht, zur Erklärung dieses Phänomens auf die neuesten Forschungsergebnisse Jules Ferdmanns «Zur Frühbesiedlung Graubündens» («Davoser Revue» 1957, Hefte 1/2, 6–10) hinzuweisen; in seiner sorgfältig dokumentierten und sprachkundlichen Ortsnamenforschung gelangt Ferdmann zum Ergebnis, daß die Frühbesiedlung Rätiens von Norden und Nordosten her durch burgundische Volksstämme erfolgte, die aber auch durch die Besiedlung der Walliser Täler den völkischen Grundstoff der späteren Walsereinwanderung bildeten, so daß sich auch ethnographisch die Vielfalt aus der ursprünglichen Einheit entwickelt hätte. Diese Einheit ist im tieferen Wesenskern in der Form eines oft ausgeprägten Nationalbewußtseins doch vorhanden und kommt vor allem auch wieder beim Bündner in der Fremde zum Ausdruck, dessen Auge leuchtet, wenn er von der rätischen Heimat spricht, dessen Heimweh in seiner Brust verborgen sich immer wieder regt und dessen Herz höher schlägt, wenn er zufällig einem Bündner Landsmann begegnet.

Innerhalb unserer eigenen Grenzpfähle allerdings steigert sich die Vielfalt häufig zu starker Gegensätzlichkeit. Eigennutz geht vor Gemeinnutz; engherziges Gemeindedenken überwuchert den Sinn für die bündnerische Einheit; konfessionelle, sprachliche und regionale, nicht zuletzt aber auch politische Gegensätze ergaben öfters das Bild einer inneren Zerrissenheit, die zu Zeiten als moderne «Bündner Wirren» bezeichnet wurde. In den letzten Jahren haben sich die Wogen dieser politischen Brandung wieder geglättet. Hüben und drüben hat sich wohl bei den verschiedenen politischen und konfessionellen Bekenntnissen die Einsicht durchgesetzt, daß auch der andere im Grunde das Gute und Nützliche erstrebe und daß weiße und schwarze Schafe in allen Lagern zu finden seien. Wenn schon die Formen der Auseinandersetzung etwas gemäßigter geworden sind, ist an sachlichen Meinungsverschiedenheiten deswegen auch heute kein Mangel. Demokratie ist Diskussion; im öffentlichen Gespräch bildet sich die Meinung. Die Vielfalt, die der-

gestalt zur Synthese führt, möchten wir nicht missen. Denn die Lösung großer wirtschaftspolitischer Landesfragen, wie etwa der Probleme der Rhätischen Bahn, der Wasserkraftnutzung, des internationalen Straßenbaues, muß mit Bedacht und Umsicht unter Abwägung aller Aspekte erarbeitet werden. Sie reichen weit über die zeitliche Spanne einer Generation und die räumliche Begrenzung auf das Hoheitsgebiet Bündens hinaus.

Andrea Engi, Chur.

*

Die Vielfalt unserer bündnerischen Heimat, vor allem die Dreisprachigkeit, welche Ausländer im Gespräch immer wieder, aber oft ahnungslos, bewundern, erfüllt uns Bündner gewiß mit begründetem Stolz, aber gleichzeitig auch mit einiger Sorge, sobald wir an die Zukunft dieses kostbaren Kulturgutes denken.

Unsere Sorge um die Zukunft wird dabei nicht geringer, wenn wir daran denken, daß unsere Miteidgenossen in der ganzen Schweiz heute mit wahrhaft rührender Anteilnahme alle Lebensäußerungen unserer drei Sprachengruppen, namentlich der Rätoromanen und der Italienischbündner, verzeichnen und verfolgen. Wir wissen auch, daß es wahrhaftig längst nicht mehr an tätiger Hilfe seitens der Miteidgenossen fehlt für die Erhaltung der sprachlich-kulturellen Eigenart unserer rätoromanischen und italienischen Gemeinden und Talschaften.

Andrerseits müssen wir aber durchaus dem beipflichten, was schon die bundesrätliche Botschaft vom 1. Juni 1937 zur verfassungsrechtlichen Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Nationalsprache der Schweiz sagt, nämlich daß Bewahrung, Förderung und Verteidigung des altehrwürdigen Sprachgutes nach wie vor «in erster Linie eine edle Aufgabe und Pflicht des rätoromanischen Volkes und des eidgenössischen Standes Graubünden» bleibe. Weder der verfassungsrechtliche Grundsatz der Vielsprachigkeit noch auch irgendwelche Schutzmaßnahmen des Bundes noch Kredite und Subventionen entheben uns Bündner – ohne Unterschied der sprachlichen Zugehörigkeit – der Verpflichtung, selbst alles zu tun, um das unschätzbare, aber gleichzeitig opferheischende Kulturgut der drei Sprachgemeinschaften zu erhalten und zu pflegen.

Dabei ist es wesentlich, daß die sprachliche Verschiedenheit unserer engeren Heimat nun nicht auf einmal wieder Trennendes in un-

HANS HARTMANN, Dr. iur., geb. 1900, Heimatort Schiers, seit 1931 Auslandredaktor der «Basler Nachrichten»

sere bündnerische Existenz hineinträgt, während wir gleichzeitig einem immer unerbittlicher werdenden Ansturm der jede kulturelle Tradition auf die Dauer zersetzenden Industrialisierung und technischen Gleichmacherei ausgesetzt sind. Die Gefahr, daß leichtsinnig wieder Trennendes in das Verhältnis unserer Sprachgemeinschaften hineingetragen wird, ist durchaus nicht von der Hand zu weisen. Sie könnte sich sehr wohl steigern, wenn die sprachliche Verschiedenheit überschätzt wird, wenn der Eigenkult mit der Sprache überhandnehmen sollte, wobei die bündnerische Einheit einfach in Vergessenheit gerät. Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn die geistig regsamen Kreise in einer unserer drei Sprachgemeinschaften aus Verdrossenheit oder Mißmut darüber, daß ihre Sprachgenossen bei den andern Gruppen als Bündner «minderer Qualität» etikettiert würden, sich von der Anteilnahme am geistigen Leben der gesamtbündnerischen Heimat abwenden sollten. Keine der drei Gruppen hat das moralische oder geistige

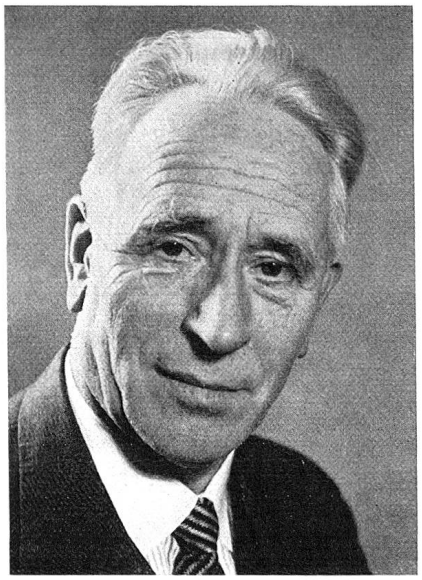
Recht, zu behaupten oder auch nur den Anschein zu erwecken, als ob sie allein das «legitime» Bündnervolk darstelle.

Das Wunder unseres bündnerischen Gemeinwesens sehen wir gerade darin, daß sich trotz allen sprachlichen und kulturellen, ja auch konfessionellen Verschiedenheiten im Laufe der Jahrhunderte ein gesamtbündnerisches Heimatbewußtsein, ein bündnerisches «Nationalgefühl», wenn wir diesen Ausdruck verwenden dürfen, herausentwickelt hat.

Denker des italienischen Risorgimento, wie etwa Pasquale Stanislao Mancini oder Terenzio Mamiani della Rovere, haben ihre Zeitgenossen belehrt, daß das wesentlichste Element zur Bildung einer Nation im Bewußtsein der gemeinsamen Geschichte zu suchen sei. Wenn wir die sprachlich-kulturelle Eigenart Bündens am Leben erhalten wollen, dann wird das auch für uns oberster Leitsatz bleiben müssen. Hans Hartmann, Basel.

*

Gibt es ein bündnerisches Nationalbewußtsein? Es kommt auf die Definition an, die man dem Begriff «Nation» gibt. Versteht man darunter ethnische Einheit, wird man heute kaum noch von einer bündnerischen Nation sprechen können. Sie bestand einmal, bis unter der Herrschaft der fränkischen und deutschen Kaiser und später der schwäbischen Bischöfe deutschsprechende Ritter und Magistraten mit ihrem Anhang die Ritterburgen und Kanzleien besetzten und neben die rätische Sprache und Kultur auch die deutsche setzten, ein Vorgang, der durch die Einwanderung der geburtenreichen Walser verstärkt wurde. Die kulturelle und sprachliche Mischung, die daraus hervorging, war ein eigenartiges Gebilde. Viele Täler Nordbündens wurden nur sprachlich für das deutsche Schrifttum erobert, die romanische völkische Wesensart blieb jedoch weitgehend; das gleiche gilt übrigens für das angrenzende St. Galler Oberland und das Vorarlberg. Die aufkommenden konfessionellen und politischen Gegensätze in Bünden haben bis zum Anschluß Graubündens an die Eidgenossenschaft diese von verschiedenen Wurzeln genährte bündnerische Mischkultur, die gegen außen doch weitgehend eigenständig wirkte, nicht weiter zersetzt, sondern nach der Befreiung vom Reich und von Österreich und zufolge der gemeinsam erlebten Geschichte



OSKAR HÜRSCH, gew. Theologe,
geb. 1892 in Chur, seit 1928 Redaktor des «Landboten» Winterthur

bei allen Wirrungen der Folgezeit gefestigt. Der Anschluß an die Eidgenossenschaft dürfte aber die Wirkung gehabt haben, daß vermehrt das helvetische Element hinzutrat, das übrigens auch vorher schon in Bünden Einfluß hatte (konfessionelle und politisch-geistige Einwirkungen). Das allgemein schweizerische Bewußtsein in allen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Belangen hat heute in Graubünden einen Grad erreicht, daß daneben ein eigentliches bündnerisches Nationalbewußtsein kaum mehr Platz hat.

Hingegen reichen die traditionellen Bindungen an die eigene Geschichte und Vergangenheit und die sprachlich eigenartigen Verhältnisse, vor allem aber der rätische Volkscharakter aus, Graubünden trotzdem ein eigenständiges kulturelles Gepräge zu belassen. Bünden unterscheidet sich von den übrigen deutschsprachigen Kantonen immer noch viel eindeutiger als diese untereinander. Das Unterland erkennt die Bündner nicht nur so-

fort an den übrigens sehr verschiedenen Mundarten, mit denen sie das Deutsche sprechen – auch den Deutschbündner –, sondern außerdem auch an seiner etwas verhaltenen Wesensart. Es ist eine ausgesprochene landsmannartige Prägung vorhanden über alle Verschiedenheiten sprachlicher und konfessioneller Art hinweg.

Soll diese bündnerische Eigenprägung im Zeitalter der Integration, der Auflockerung der Grenzen und der wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtung aller europäischen Nationen besonders gepflegt werden? Wenn eine solche Aktion ihre Aufgabe nicht in einer negativen Abgrenzung bündnerischer Kultur gegen außen hin sieht, sondern in der positiven Zielsetzung, «das gemeinsame Bündnerische» über alle «bestehende Vielfalt» der bündnerischen Täler hinweg herauszuarbeiten und zu pflegen, so kann man einem solchen Unterfangen nur mit Freude zustimmen. Wir denken, wenn nicht schon andere diesem Ziel verhaftete Organisationen bestehen, an die Gründung einer allbündnerischen Gesellschaft, analog der Neuen Helvetischen Gesellschaft für schweizerische Belange. Es darf in diesem Zusammenhang darauf verwiesen werden, daß für die Pflege der romanischen Sprache und des romanischen Brauchtums ja eine Reihe von aktiven Verbänden vorhanden sind, die vieles erreicht haben und die erfolgreich den Kontakt zwischen den verschiedenen romanischen Idiomen hergestellt haben. Aber es fehlt unseres Wissens an Verbindungen, welche die kulturelle Brücke von Deutschbünden zu Romanisch- und Italienischbünden pflegen. Wir gestatten uns auch den Hinweis, daß zurzeit nach unserem Empfinden die kulturpolitischen Belange in Bünden durch die Präponderanz der wirtschaftlichen und politischen Kräfte zu sehr in den Hintergrund gedrängt werden.

Wir haben die hochgemute Zeit der Calvenfeier und ihre Nachwirkungen noch als Bub und Kantonsschüler miterlebt. Sollte im Geiste und in der Zielsetzung jener Männer, denen diese gesamtbündnerische Sammlung und Schau so eindrucksvoll gelang, etwas unternommen werden können, so dürfte Bünden daraus nur Gutes erwachsen.

Oskar Hürsch, Winterthur.

*

Bündnerisches Nationalbewußtsein – gibt es so etwas? Und wenn ja, in welches Verhältnis stellt es sich zum schweizerischen Nationalbewußtsein oder zum «Bewußtsein», einer Talschaft anzugehören, die schon an und für sich ein geschichtliches Erlebnis seltener Eigenart bildet? Wir denken hierbei an das Engadin. Uns ist die Frage gestellt, wie ein bündnerisches Erleben gepflegt und gefördert werden kann. Wir alle sind stolz, der lieben «Mutter Helvetia» angehören zu dürfen, und auch unser lokaler Patriotismus wird gebührend anerkannt und beachtet. Es liegt in der Eigenart unserer schweizerischen Staatsform, daß diese genügend Spielraum freihält, um auch unsere kantonale Zusammengehörigkeit pflegen zu können. Die Pflege unserer bündnerischen Wesensart liegt durchaus im Interesse unseres Landes, so daß die Frage, ob die gemeinsam-bündnerischen Belange gefördert werden sollen, in positivem Sinne zu beantworten ist. – Die Welle bündnerischer Begeisterung, wie sie sich vor 60 Jahren anläßlich der Calvenfeier manifestierte, hat leider in der Folge keine Wiederholung in einem

ALBERT VON PLANTA, geb. 1910,
Bürger von Zuoz, seit 1945 Redaktor der «Engadiner Post»

solchen Ausmaße gefunden. Selbst die vor fünf Jahren durchgeführten Feiern zum 150jährigen Bestehen des Kantons Graubünden reichen nicht an jene denkwürdigen Tage des Jahres 1899 heran. Das bündnerische Nationalbewußtsein darf sich aber nicht nur bei patriotischen Festen äußern, sondern es sollte tief verwurzelt in den Seelen des Bündners und der Bündnerin vorhanden sein. Was tun, um es wachzurufen, zu pflegen und zu festigen?

Die Hauptaufgabe liegt unseres Erachtens in der Schule, wo die jungen Menschen geformt und auf ihr späteres Leben vorbereitet werden. Dort werden Erinnerungen eingeprägt, die sich nie mehr verflüchtigen. Neben dem Einfluß des Geschichtslehrers verblassen alle späteren Aufsätze in Kalendern und Zeitschriften, alle wohlmeinenden Augustansprachen und alle periodisch aufflackernden Erinnerungsfeiern. Hier dem Schüler zu zeigen, was eine Handvoll Bergler im hohen Wellengang der europäischen Politik zustande brachte, nicht nur während weniger Jahre, sondern während Jahrhunderten, dürfte eine schöne und erhabene Aufgabe sein. Die Verdienste der neueren Zeit und die Fortschritte der Technik in allen Ehren, aber die geistige Kette, die unsere Drei Bünde formte, wurde vorher geschmiedet. Ein nationales Bewußtsein ohne Grundlage, ohne Kenntnis, Ehrung und ohne die tiefe Verpflichtung gegenüber einer großen Vergangenheit ist unseres Erachtens undenkbar.

Als zweiter Hauptpunkt: Lernen wir unseren lieben Heimatkanton persönlich kennen. Wenn wir durch unser liebes Bündnerland streifen, wenn wir als Touristen unsere wunderschönen Bergpässe traviersieren, dann erfaßt uns so etwas wie eine Welle bündnerischer Begeisterung. Oder wir lassen einmal, als Automobilisten, unser Rivieraprogramm beiseite und richten unser Steuerrad gegen die ungezählten Täler und Tälchen unseres Kantons, die allesamt eine Menge Kleinodien in sich bergen. Es kommt dann vor, daß wir uns nachher hinsetzen und in der Literatur unseres Kantons zu blättern beginnen. Und vielleicht auch einmal am vielseitigen Sagen- und Märchenschatz unserer engeren Heimat Interesse finden. Dann sind wir nicht nur stolz auf unser Autonummerschild mit dem kleinen Bündnerwappen oder auf unseren Sprachakzent, der uns weitherum zum Bündner stempelt. Einem jeden Bündner, einer jeden Bündnerin wird ein kleines Quantum «Bündner Nationalstolz» mit in die Wiege gelegt; diesen Keim zu hegen und pflegen, damit aus dem Pflänzchen ein starker Baum werde, sei unser aller Ziel.

Albert v. Planta, St. Moritz.

*

Sie fragen mich um meine persönliche Meinung über das, was getan werden soll und kann, um in den heutigen Tagen auf allen oder einzelnen Gebieten des öffentlichen Lebens das gemeinsame Bündnerische zu fördern und die bestehende Vielfalt zu hegen und zu betonen. Und mit eigenem leisem Zweifel fügen Sie dieser ersten Frage eine zweite hinzu: Oder glauben Sie, es könne darauf verzichtet werden? Den Anlaß Ihrer Fragestellung bildet die Erinnerung an die unvergeßliche Calvenfeier des Jahres 1899, die in einer echten vaterländischen Welle eine Hochstimmung bündnerischer Einheit auslöste.

Nun, ich muß offen gestehen, ich zähle zu jenen, die den Glauben nicht aufbringen, eine solche Entfachung vaterländischer Hochgefühle, einer lodernden Glut bündnerischen Patriotismus' also, sei in unserer Zeit noch möglich. Ich bin erst seit kurzem, nach vierzigjähriger Abwesenheit, wieder in meinen Heimatkanton zurückgekehrt. Mit Erstaunen, ja, mit einer stillen Wehmut mußte ich dabei erkennen, wieviel sich allein seit diesen vierzig Jahren in Alt Fry Rätien im Zuge der Zeit geändert hat. Besonders fiel mir dies auf, als ich wieder einmal nach langen Jahren das Dorf besuchte, wo meine Vorfahren geboren wurden, lebten und starben. Jedes Haus, jeder Stall steht dort auch heute noch wie eh und je. Nichts hat sich am Dorfbild geändert. Aber wie anders sind die Menschen geworden! Als ich noch ein Kind war und dort die Ferien

verbrachte, da gingen die Frauen, wie in allen romanischen Landstrichen, am Sonntag mit einem Kopftuch und schwarzen Kleidern züchtig zur Kirche. Und die Männer standen nach dem Kirchgang mit weiten, breiten Hüten, die Brissago im Munde, die Hände in den Hosentaschen, plaudernd auf dem Dorfplatz herum. Heute sind sie alle nicht anders gekleidet und sie benehmen sich auch nicht anders als die Leute in den Städten. Diese Verstädterung mit ihrer Vereinheitlichung, Gleichschaltung und der Verödung des äußeren Lebens fraß sich tief und unabwendbar in das einst so selbständige, abgeschlossene und eigenwillige Land. Technik und Verkehr, so mannigfaltige Vorteile sie auch wirtschaftlich brachten, machten aus den «grauen Puren», die auf ihre Eigenart, auf ihr Anderssein einst stolz blieben, Menschen, wie wir solchen überall begegnen. Die so schöne, aber oft so unbequeme Vielfalt schwindet zusehends unter der Uniformierung der heutigen Massenwirtschaft. Und nur die sprachlichen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten erinnern noch an die einstige beglükkende Vielfalt in der bündnerischen Einheit.

Ich kenne eine junge Bündnerin, die als Stewardess bei der Swissair Dienst leistet. Wenn sie nach drei Wochen Abwesenheit mit ihrem kleinen Auto von Zürich nach Chur wieder heimkehrt, dann war sie inzwischen in Tokio bei den zierlichen Geishas gewesen, hatte in Hongkong mit feinen Stäbchen seltsame chinesische Gerichte gegessen oder hatte über Bangkok auf die goldenen Pagoden heruntergeblickt, war über Wüsten, Urwälder und Meere geflogen, hatte in Kalkutta Fakire bestaunt, war im Mittleren Orient über den Wäldern der Erdöl-Bohrtürme geschwebt, träumte in Bagdad von den Wundern aus «Tausend und Einer Nacht» und sah in Kairo die Pyramiden im gelben Wüstensand aus Jahrtausenden in die Gegenwart leuchten. Und wenn sie dann wieder über die Tardisbrücke fährt und am Untertor den Wagen in das Städtchen Chur lenkt, dann bleibt sie zwar in ihrem Herzen die alte Bündnerin mit der ganzen Liebe zur elterlichen Heimat, aber ihr Weltbild ist anders, ist größer und weiter geworden. Sicherlich, das ist ein extremes Beispiel; aber auch viele andere Bündner und Bündnerinnen der heutigen Generation erleben völlig andere Maßstäbe als unsere

ETIENNE SCHNOELLER, Dr. rer. publ., geb. 1897, Bürger von Cazis, seit 1958 Redaktor der «Neuen Bündner Zeitung»

Vorfahren, die zwei Reisetage benötigten, um mit der Post von Chur ins Engadin zu gelangen. Ich glaube darum, was um die Jahrhundertwende möglich war, der Zeit also mit dem Hang zum Monumentalen und der Freude an den heldenhaften Posen, der Zeit auch, in der die Erinnerung an die völlige staatliche Selbständigkeit der bündnerischen Republik noch lebendig war, heute wirkungslos bliebe. Die Liebe zur bündnerischen Heimat und die Achtung vor ihrer Vielfalt wird im Elternhaus, in der Dorfgemeinschaft, in den Schulen, vor allem in der Kantonsschule, und in den Vereinen, besonders in den Bündner Vereinen außerhalb der Kantonsgrenze, gepflanzt und gepflegt. Bei aller Treue aber zum angestammten Boden muß der Mensch unseres Jahrhunderts über die engen kantonalen und nationalen Grenzen hinaus- und hinaufwachsen zum guten Europäer. Dann wird er im größeren geistigen Raum mit um so größerer Liebe jenes kleinen Fleckleins Erde gedenken, wo seine und seiner Vorfahren Wiege stand und wo er die Prägung fand, die ihn zum Bündner machte. Etienne Schnöller, Chur.